

Konrad Farner zwischen Karl Barth und Leonhard Ragaz : die Propheten und das Weltkind

Autor(en): **Keller, Franz**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Rote Revue - Profil : Monatszeitschrift**

Band (Jahr): **68 (1989)**

Heft 5

PDF erstellt am: **27.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-340739>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Propheten und das Weltkind

Franz Keller erinnert sich

«Prophete rechts, Prophete links, das Weltkind in der Mitten.» So hat der junge Goethe in ein Stammbuch geschrieben, als er mit Pfarrer Lavater und dem Pädagogen Basedow von Koblenz Richtung Köln aufgebrochen war. «Prophete rechts, Prophete links das Weltkind in der Mitten», könnte man nun auch von Farner sagen, als er ein Mal in Basel bei Barth im Seminar gesessen ist und dann wieder in Zürich im «Gartenhof» Ragaz hören durfte. So wie der Zürcher Pfarrer Lavater auf dieser Reise – Goethe erzählt es in «Dichtung und Wahrheit» im 3. Teil – ihn belehrt hat über die Wiederkunft Christi und andererseits Basedow ihm sagte, man müsse die Kinder nicht taufen, sondern erst die Erwachsenen, hat auch Barth ein streng reformiertes Christentum verkündet, Ragaz aber einen ketzerischen, revolutionären Glauben.

Konrad Farner hat sich von beiden Theologen beeindruckt lassen und ist mit ihnen auch in ein dialektisches Gespräch getreten. Er hat Karl Barth nicht nur als Politiker bewundert, sondern auch gewisse Züge von dessen Theologie haben ihn angezogen, obschon er als Marxist nicht gläubig war. Erstens hat Barth nicht an einen Helfergott geglaubt, sondern betont, dass wir uns selber helfen müssen, was einem Marxisten natürlich sehr entspricht. Ich habe aber kürzlich den Berner Pfarrer Kurt Marti, der bei Barth studiert hat, gefragt, warum denn die Theologen dieser Richtung doch noch beten. Er hat mir in einem Brief geantwortet, aus dem ich zitieren will: «Ich nehme an, Sie wissen, dass der Helfergott eine Karikatur Gottes

und Beten nicht als Bitten reduzierbar ist. Beten ist auch Anrufung, Dank, Lob. Dennoch enthält Beten auch das Element Bitten, denn im Bitten gibt der Bittende, wiewohl er sich selber hilft, zu, dass er nicht selber Gott und oft am Ende seines Lateins ist, jedenfalls nicht alles so machen kann, wie es gemacht werden sollte, weil der Mensch immer auch schuldhaft handelt. Und dann kommt es darauf an, um was wir bitten. Vom Erfolg im Geschäft, im Examen, in der Liebe usw., von all dem privaten Kram, Kleinkram enthalten zum Beispiel die Bitten des Vaterunser nichts. Da erstreckt sich das Bitten auf die grossen Dinge, Reich Gottes, Heiligung Gottes, Wille Gottes und auf *unser* tägliches Brot, das heisst auf die ökonomische, existenzielle Lebensmöglichkeit *aller* Menschen. Warum sollte man um diese grossen Dinge nicht bitten und damit signalisieren, dass sie uns am Herzen liegen, obschon wir sie – alle Selbsthilfe in Ehren – nicht selber machen können. Dieser Macherglaube ist doch wohl technokratische, kapitalistische, sozialistische Hybris.»

Das ist der Standpunkt eines Barthianers: sich selber helfen, wo es in unseren Kräften liegt, auch Helfen zur Selbsthilfe, das heisst wir müssen nicht einfach Almosen geben, sondern das System ändern, damit keiner mehr betteln muss, weil Vollbeschäftigung herrscht.

Ferner hat es Konrad Farner gefallen, dass für Karl Barth Gott unerkennbar ist, verborgen, unerfahrbar. Gott ist der ganz andere, im Sinne des Faust-Wortes: «Nach drüben ist die Aussicht uns verrannt. Tor, wer dorthin die

Augen blinzelnd richtet. Sich über Wolken seinesgleichen dichtet.» Wir dürfen uns nach Barth keineswegs irgendwelche menschliche Vorstellung von Gott machen. Aber natürlich hat er als Christ an den ganz Andern geglaubt, wogegen Farner als Agnostiker – er nannte sich nicht Atheist – die Frage nach Gott offen liess. Er hat mir manchmal schmunzelnd gesagt, er gelte deswegen in gewissen Kreisen als der Dr. Offenlassen.

Natürlich hat Karl Barth unserem Freund auch als Politiker imponiert. Konrad Farner hat in den letzten Monaten des Krieges miterlebt, wie der Christ sich zu den Sündern und Zöllnern gesetzt hat, nämlich zu den Kommunisten, zu den Emigranten, die bei uns lange eingesperrt waren im Tessin oder gar in Witzwil, bis Bundesrat von Steiger sie freiliess, als er sah, dass der Krieg zu einem Sieg der Russen an der Ostfront führt. Barth hat mit bedeutenden Antifaschisten das Komitee Freies Deutschland gegründet, und er hat sich grosse Mühe gegeben, auch in Deutschland Theologen dafür zu gewinnen. Ich zitiere aus einem Brief an einen Pfarrer in Westdeutschland: «Sie sollten sich statt sich unter irgend eine Trauerweide zu setzen, dieser Sache anschliessen. Fürchten Sie sich nicht, wenn Sie dort auch ein paar Kommunisten begegnen. Sie werden im künftigen Deutschland auch mit Kommunisten leben müssen. Tun Sie das in aller Freiheit schon jetzt. Postfach Zürich Fraumünster.» Oder das erstaunliche Wort von Barth vier Jahre später vor dem Berner Synodalrat. Die bürgerliche Presse hat heftig reagiert, weil er Folgendes zu sagen wagte:

«Was in der Sowjetunion angefasst worden ist, das ist immerhin eine konstruktive Idee. Solange es im Westen noch eine Freiheit gibt, wirtschaftliche Krisen zu veranstalten, hier Getreide ins Meer zu schütten, während dort gehungert wird, so lange ist uns jedenfalls als Christen verwehrt, dem Osten ein unbedingtes Nein entgegenzuschleudern.»

Nun zu Leonhard Ragaz: er war schon in den zwanziger Jahren für Farmer eine vertraute Figur. Farmer erzählte, dass er erst durch ihn vernommen habe, dass es auch einen Karl Barth gebe, der damals noch in Göttingen wirkte. Der Marxist und der kämpferische Christ Ragaz haben sich in dieser Zeit gewiss oft gestritten. Farmer war für den Leninismus und für den Stalinismus, Ragaz aber damals gegen beides! Bei Lenin hat er vier Dinge abgelehnt: die Revolution, die Diktatur, die Verstaatlichung der Wirtschaft und – jetzt werden Sie staunen – den Pazifismus Lenins. Dieser wollte nach der Oktoberrevolution 1917 sehr schnell mit den Deutschen einen Separatfrieden schliessen. Ragaz protestierte und schrieb seinem Freund Trotzki, man möge keinen Frieden schliessen, denn sonst könnten die Deutschen den Krieg gewinnen, und das wäre eine Katastrophe. Man kann das alles nachlesen im 2. Band von «Mein Weg», der Selbstbiographie von Ragaz. Sie sehen, er war nie ein absoluter Pazifist, sondern nur ein relativer. Er hat die Gewalt nur dort anerkannt, wo er keinen andern Ausweg mehr sah. Die Deutschen hatten trotz der Entlastung an der Ostfront den Krieg verloren. Aber dann kamen die Revolutionen: im Januar 1919 in Berlin der Spartakus-Aufstand, im Frühling in München die Räterepublik. Beide sind schnell und kläglich gescheitert. Ragaz hatte gewarnt. Schon im Juni 1917 war er entsetzt, als die eigene Partei, die SP, der er seit 1912 angehörte, die Zimmerwalder

Linke unterstützt hat. 1915 und später hatten in Zimmerwald und Kiental internationale Konferenzen der Sozialisten stattgefunden. Lenin ist dort mit dem Berner Robert Grimm zusammengestossen, weil dieser die Parole der Revolution nicht unterstützte. Lenin wollte überall die Soldaten dazu aufrufen, die Gewehre gegen die eigenen Offiziere zu richten, um den Bolschewismus einzuführen. Grimm war nur für politische Agitation bei uns und im Ausland. Er konnte sich nicht vorstellen, dass sich unsere Arbeiter und auch jene, die Soldaten waren, in einem Bürgerkrieg schlagen würden. Aber jetzt war der ausserordentliche Parteitag der SPS bereit, die Genossen in den Krieg führenden Ländern dazu zu ermutigen. Ragaz hatte gewusst, dass sie das Volk nicht hinter sich haben würden, und bekam recht, als nach dem Krieg die Versuche in Berlin und München gescheitert sind. Nur in Russland war die Revolution im Herbst 1917 gelungen, aber Ragaz lehnte die Diktatur des Proletariates ab. In seiner «Neuen Schweiz» empfahl er die Demokratie vor und nach dem parlamentarischen Sieg der Linken, auch in der Wirtschaft! Keine Verstaatlichung, sondern einen genossenschaftlichen Sozialismus. Gewiss war er wie die Bolschewisten für die allgemeine Abrüstung. Alle Beschlüsse sollten vom Völkerbund gefasst und überwacht werden. Es ging ihm immer um den Weltfrieden. Der Völkerbund ist zustande gekommen, es gab Abrüstungskonferenzen, doch die Deutschen haben bald nach der Machtübernahme der Nazis den Bund verlassen und rüsteten zum Krieg.

Was hat Ragaz gegen den Faschismus geraten? Als dieser in Deutschland noch nicht an der Macht war, hat sich seine Politik wiederum von der Politik der Kommunisten und Sozialisten unterschieden. Er war für die Volksfront, als die Parteien noch

lange nicht so weit waren. Immer hat er weiter gesehen. 1931 hat er an einem Kongress der religiösen Sozialisten sogar die Frage aufgeworfen, ob man nicht der KP beitreten sollte, um sie davon abzuhalten, die Sozialdemokraten als Sozialfaschisten zu beschimpfen. Dass die KP atheistisch war, bildete für ihn kein Hindernis, hoffte er doch auf Toleranz, als die Kommunisten längst noch nicht so weit waren.

Immer wieder hat ihm die Geschichte Recht gegeben. Die Kommunisten sind schon vor dem Zweiten Weltkrieg auf die Volksfront eingeschwenkt und haben die Kirche nicht mehr bekämpft.

Was hat aber Ragaz geraten, als der Faschismus auch in Deutschland an der Macht war? Wiederum riet er einen andern Weg als seine Partei. Als diese im neuen Programm von 1935 zwar die Diktatur aus dem Programm strich, aber nun die Armee bejahete, weil sie Hitler als eine Weltgefahr erkannte, schlug er einen viel einfacheren Weg vor, um die Nazis von einem Krieg abzuhalten: weltweite wirtschaftliche Sanktionen. Hätte man Deutschland nicht mehr beliefert, so wäre es zu keiner Kampfkraft gekommen. Doch die Kapitalisten dachten nur an ihre Profite, und Hitler konnte 1939 losschlagen. Jetzt war auch Ragaz für die Landesverteidigung und für den inneren Widerstand. Unter seinem Einfluss ist im neuen Programm der SPS vier Jahre vor dem Krieg nur die Diktatur gestrichen worden, während man den Genossen in faschistischen Ländern geraten hat, nach siegreichem Widerstand eine Diktatur des Übergangs aufzurichten.

Der Satz lautet folgendermassen: «Die Grundlage der SPS ist die Demokratie. So sehr aber in den Ländern mit faschistischer Diktatur, in denen alle Freiheiten des Volkes unterdrückt sind, der illegale, revolutionäre Kampf in allen seinen Spielarten und am Ta-

ge nach der Revolution in diesen Ländern die Diktatur des Übergangs als ein Gebot selbstverständlicher Notwehr und Selbstbehauptung anzuerkennen ist, so falsch und verhängnisvoll wäre es, würde sich die sozialdemokratische Volksbewegung unter den ganz andern geschichtlichen und politischen Verhältnissen unseres Landes diese Mittel und diese Ziele sich zu eigen machen.»

Ragaz politisierte immer wieder differenziert und weitblickend. Nach dem Krieg hatte nur die PdA Verständnis für die Diktatur des Proletariats im Osten aufgebracht, ohne sie auch bei uns zu fordern, beides war auch im Sinn von Ragaz. Es kam zu einer gewissen Annäherung an die PdA, wie er sich in «Mein Weg» ausdrückt. Schon in Marxens «Kritik des Gothaer Programms» von 1875 heisst es, dass ein demokratisches System, wie man es im «Zukunftsstaat» Schweiz findet, den friedlichen Übergang zum Sozialismus ermögliche! In einem Interview hat Marx einen Aufstand in einem solchen Land als Dummheit bezeichnet. Doch eine solche Verfassung hat es in Osteuropa höchstens in der Tschechoslowakei gegeben. Daher hat Ragaz die in allen andern Oststaaten 1945 entstandenen «Volksdemokratien» begrüsst, was zur Spaltung der religiös-sozialen Bewegung geführt hat. Ich habe die Auseinandersetzungen miterlebt, mich dabei sogleich zu den prosowjetischen SP-Genossen um *Hugo Kramer* gestellt und wurde 1948 Mitarbeiter der von ihm redigierten parteikritischen Zeitschrift «Zeitdienst». Wir sagten wie Ragaz ja zur Demokratie im Westen, aber auch ja zum «demokratischen Zentralismus» im Osten! Kramer, Pinkus und ich mussten daher 1950 die Partei verlassen. Aber wie Ragaz vertrauten wir darauf, dass auf die Phase der Diktatur einmal die höhere Phase folgen wird, die von Lenin erst Kommunismus genannt wurde und die heute Pe-

restroika heisst! Ein letztes Mal hat Ragaz die Entwicklung richtig vorausgesehen, bevor er am 6. Dezember 1945 gestorben ist. «Russland unterwegs» hiess das Buch seines theologischen Kollegen *Fritz Lieb*, das er noch bewundernd als Neuerscheinung in den Händen hielt als Bestätigung für seine Zuversicht. Lieb wurde Präsident der Gesellschaft Schweiz-Sowjetunion und gehörte auch zu den Theologen, die von Konrad Farner verehrt wurden, nicht nur wegen ihrer prokommunistischen Politik, sondern auch wegen ihres Christentums.

Noch bleibt die Schilderung der revolutionären Theologie von Leonhard Ragaz. Theologie ist nicht für jeden Marxisten interessant, aber Konrad Farner hatte tiefes Interesse dafür. Er hat auch die Streitgespräche der Theologen nicht einfach als ein Pfaffengezänk verlacht, sondern er hat sich gefragt, warum streiten sich diese Schriftgelehrten über so unwägbarbare Dinge wie Heiliger Geist, Dreifaltigkeit, Gottes Immanenz und Transzendenz. Ich habe sein Interesse geteilt, aber wir wurden von vielen Genossen ein wenig belächelt. Manche fanden, Farner sei gar kein richtiger Marxist. Ich selbst zählte mich damals noch zu den Religiös-Sozialen. Farner gestand mir einmal, dass er gerne glauben würde und am liebsten Jesuit wäre. Dieser Orden hat sich sehr fortschrittlich entwickelt. Was Thomas Mann im «Zauberberg» als Kunstfigur in der kaiserlichen Vorkriegszeit von 1913 beschreibt, ist Wirklichkeit geworden. Sein Naphta ist ein Jesuit, der nicht nur Jude, sondern auch Kommunist ist und dem Proletariat die Rolle zuschreibt, den Schrecken zu bringen, damit auf Erden das Reich Gottes entsteht. Damit hat der Dichter die Entwicklung des Ordens vorausgesehen. Heute gehören nicht nur Jesuiten, sondern auch die Dominikaner zu den Theologen der Befreiung. Wir ha-

ben vor einem Jahr Frei Betto in Zürich erlebt, der wie Boff nach Moskau ging und erklärt hat, man sei dort auf dem Weg, den auch ganz Lateinamerika gehen sollte. Schon Farner kannte solche revolutionären Mönche und beneidete sie um ihre Unabhängigkeit von Familie und Existenzkampf.

Ich möchte noch auf den theologischen Streit zwischen Ragaz und Barth eingehen. Er hat Konrad Farner und mich fasziniert. Die Rede von Ragaz am Kongress von 1931 ist gedruckt worden. Darin steht über die dialektische Theologie von Barth zum Beispiel: «Der gewaltige Fehler dieser Theologie ist, dass sie an die Stelle der Botschaft vom Reiche Gottes das Theologumenon von der Rechtfertigung aus dem Glauben allein gesetzt hat.» Ragaz fährt weiter: «Der dialektischen Theologie werfen wir vor, dass sie nicht genug zwischen Gemeinde und Kirche unterscheidet. Das Absolute ist nichts Abstraktes, über der Welt Schwappendes, sondern etwas Konkretes, ins Fleisch Kommendes, Lebendiges. Darum dürfen wir durchaus im Geiste der Bibel sagen, es ist heute Gottes Forderung, dass wir dem Sozialismus sein Recht geben, dass wir das gottvergessene System des Kapitalismus bekämpfen.»

Der lebendige Gott, der so zu den Menschen spricht, wird im Johannes-Evangelium Paraklet genannt, auch Geist der Wahrheit. In den «Neuen Wegen» 4/45 widmete Ragaz dem Parakleten einen grossartigen Aufsatz. Er zitiert zuerst den berühmten Satz, wonach Christus seinen Jüngern einen Grösseren verheisst, der mehr kann als er. Dazu schreibt nun Ragaz: «Es liegt darin wieder eine Beschränkung dessen, was Jesus selbst in seiner geschichtlichen Erscheinung tut. Erinnerung wir uns daran, was seine Wunder bedeuten, nämlich Zeichen, dass das Reich angebrochen ist. Aber es soll ja wachsen.

In dem Masse, als dies geschieht, können die Zeichen sich erfüllen, sie können aus blossen Hinweisen Vollwirklichkeiten werden.» Er sagt es aber nicht nur theoretisch, sondern bringt Beispiele: «Die Krankenheilungen Jesu, sind sie nicht ein Hinweis auf einen gewaltigen Kampf gegen die Macht der Krankheit überhaupt? Ist nicht schon der vor allem durch Christus inspirierte Kampf der ganzen echten Medizin eine solche Erfüllung?»

Damit ist kühn ausgesprochen, dass die Hingabe und die Mittel unserer Ärzte ein grösseres Wunder sind als das Handauflegen und Totenerwecken Christi. Damit haben sich die Zeichen erfüllt, womit Ragaz aber nicht sagen will, dass die Erfüllung nicht weiter gehe. Auch die Speisung der Fünftausend war für ihn nur ein Zeichen für die kommende soziale und politische Entwicklung. Wir lesen: «Oder die Speisung, hat sie sich nicht zum Sozialismus und Kommunismus ausgeweitet? (Nehmen wir diese Wörter nicht im Parteisinn!)» Der Geist der Wahrheit ist so tief in die Menschen gefahren, dass in der «Geschichte der Sache Christi» vom Reich Gottes als «Menschwerdung Gottes» bei allen hingebenden und schöpferischen Menschen die Rede ist. Diese werden auch Söhne Gottes genannt. Es sind die Gottmenschen der Mystik, die laut Apostelgeschichte 17, 22–31 schon in

der vorchristlichen Zeit als Dichter und Denker aufgetreten sind. Solche Gottmenschen sind nach Ragaz sogar die marxistischen Atheisten, wenn sie sich mit Leib und Seele für ihre Sache einsetzen! Christus sei inkognito bei ihnen, heisst es in der «Geschichte» . . . Daher setzte Ragaz auch so grosse Hoffnung auf die UNO, deren Gründung er im Juni 1945 noch erlebte. Aber schon im Paraklet-Aufsatz steht der hoffnungsvolle Satz: «Wenn heute . . . der Friedensgedanke über San Franzisko steht, ist das nicht eine Fortsetzung des Werkes Jesu weit über die Möglichkeiten des geschichtlichen Jesu hinaus?» Mochten damals wie heute noch die Schweizer (bis auf weiter blickende Ausnahmen) und andere Völker dieser Vereinigung fernstehen, so hat sie doch an Ansehen und Ausdehnung gewonnen und immer wieder zur Lösung von schweren Konflikten beigetragen. Ragaz hat kaum mehr erwartet, denn er wusste, dass der Teufel nicht ohne schweren Kampf überwunden wird. Auch in bezug auf den Osten hat seine Zuversicht jetzt recht bekommen. In der «Geschichte» heisst es darüber: «Es ist möglich, dass die Sache Christi in dieser zu einem neuen Geschichtstag erwachten Welt des Ostens eine neue Gestalt annimmt, die viel grossartiger und Christus viel angemessener sein wird, als die bisher in der westlichen Welt geschehene,

denn es ist wohl eine grosse Tatsache, dass gerade die Wahrheit vom Reiche Gottes und von der Nachfolge Christi namentlich auch nach ihrer, im tiefsten Sinne, sozialen Seite hin in der ungeheuren Welt der Chinesen wie auch in der ebenfalls zu einem neuen Geschichtstag erwachten slawischen Welt, die wir auch hierher rechnen dürfen, eine Empfänglichkeit findet, die viel offener für das Absolute ist, als die sich stark in sich selbst abschliessende Welt des «christlichen» Abendlandes.» Er hofft noch jetzt wie 1931 auf ein Erwachen des christlichen Geistes auch in China und Russland, wo eine atheistische Revolution noch im Gange bzw. bald 30 Jahre siegreich war. Er glaubt also, dass aus einem unbewussten Messianismus ein bewusster werden könnte. Aber schon vier Seiten später macht er eine Einschränkung: «Es muss eine neue Gemeinde werden . . . Diese kann sich auf zweierlei Weise bilden. Sie kann sich durch eine Revolution aus den heutigen Kirchen erheben . . . Sie kann aber, und muss wohl auf alle Fälle daneben, freiere Formen annehmen, in mannigfacher Gestalt aus der vom Hauche des Geistes bewegten Welt erstehen.» Das steht am Schluss des Buches und ist seine letzte Erkenntnis: Neben dem mystischen Sozialismus wird der humanistische weiter leben!

Grundwerte der Sozialdemokratie in Diskussion

Einfache Theorien für eine komplizierte Wirklichkeit

Von Tobias Kästli

Neben den «Teflonsozialisten» gibt es innerhalb der SPS auch sogenannte «Birchermüesli-So-

zialisten». Während erstere glauben, der technische Fortschritt, der sich gegen uns gewandt hat,

könne mit Hilfe von sozialdemokratischen Experten, die den Staat und die Partei als ihre Steuerungsinstrumente einsetzen, wieder in den Dienst der Menschheit gezwungen werden, suchen die letzteren im Feminismus, im religiösen Sozialismus, in einem ökologisch uminterpretierten Marxismus und im Anarchismus die Elemente zusammen, die unsere «Risikogesellschaft» (Ulrich Beck) wieder auf eine gesündere Grundlage stellen